

## Welt-Kundschau. Weiteres vom Hegenkessel

Wenn man den politischen Hegenkessel der Welt betrachtet, darf man das Zentrum nicht vergessen, wo in der einen oder anderen Weise alle Fäden der Weltpolitik zusammenlaufen — und das ist Frankreich. Es gibt in der Gegenwart wirklich kein Land der Welt, dessen Politik nicht mehr oder weniger von der Politik Frankreichs abhängt oder davon beeinflusst wird. Schon zur Zeit Ludwigs XIV. legte sich Frankreich den Titel „La grande nation“ (die große Nation) bei, und in einem gewissen Sinne verdiente es ihn. Zum Segen gereichte das weder ihm selbst noch der übrigen Welt. Die französische Revolution des 18. Jahrhunderts erweichte aus jener Größe so natürlich, wie eine Feige aus einem Feigenbaum herauswächst. Sie brachte namenloses Elend über Frankreich und viele andere Länder. Aus diesem Elend erhob sich Frankreich zu einer zweiten und höheren Größe unter Napoleon, der mehr als das halbe Europa mit Füßen trat. Aber auch diese Erhöhung endete mit einer tiefen Demütigung, die mit Abwechslungen seit ein ganzes Jahrhundert anhält. Ob sich Frankreich jemals aus eigener Kraft durch Friedensarbeit hätte erretten können, ist sehr zweifelhaft, zumal da es sich vollständig der Freimaurerei in die Arme warf und den Kampf gegen Religion und Kirche, der immer noch die Mehrzahl seiner Einwohner angehört, gleichsam zur Staatsreligion machte. — Wiederholt suchte es in diesem Jahrhundert sein Heil im Kriege, aber jeder neue Krieg war, wenn auch nicht jedesmal eine Demütigung, so doch immer eine weitere Schwächung Frankreichs. Hätte Deutschland nach dem Kriege von 1870—71 nur einigermaßen das System verfolgt, das Frankreich seit dem Weltkriege anwendet, so hätte sich Frankreich vielleicht niemals wieder erholt.

Geleert hatte dieses Land durch diesen Krieg nichts. Die Zeit von 1871 bis 1914 war nicht der Friedensarbeit, sondern dem Rubegebeten und der Vorbereitung auf den nächsten Krieg gewidmet. Und als die Zeit reif war, spielte es „La Banque“, es setzte alles auf eine Karte: entweder der vollständige Triumph oder der gänzliche Untergang! Hätte sich nicht die ganze Welt für Frankreich eingesetzt, so wäre sein Untergang besiegelt gewesen. Aber die Welt hat Frankreich zu den Sternen erhoben und seine Feinde in den Staub getreten. Frankreich ist wieder, und mehr denn je, die „grande nation“; mehr als unter Napoleon ist es zur Herrscherin der Welt geworden.

Wird diese Vormachtstellung der Welt, wird sie Frankreich selbst zum Heile gereichen? Wohl im Glüd hat es nie gekannt, das hat es oft im Laufe der Geschichte, das hat es besonders seit dem Weltkriege bewiesen. Andere Nationen nach seiner eigenen Gefühlstimmung beurteilend, setzt es voraus, daß Deutschland und dessen ehemaligen Verbündeten auf nichts als auf Rache denken; es hat seine eigenen früheren Verbündeten im Verdachte, daß sie ihm seine Macht mißgönnten. Es lebt in beständiger Angst, die Welt möchte sich gegen Frankreich vereinigen, wie sie sich vordem gegen

Deutschland vereinigt hat. Und so rüstet es über Hals und Kopf, um jeder Eventualität gewachsen zu sein, und zwingt andere Länder, das Gleiche zu tun. Europa gleicht heute, obwohl die besiegten Nationen entwaffnet sind, noch viel mehr einem bewaffneten Heereslager als vor dem Kriege. Von Frankreich kann der Friede nicht kommen, und ohne Frankreich kann die ganze andere Welt keinen Frieden herstellen.

Trotz allen Betrübnissen setzen die Völker der Erde nach Frieden, das französische Volk bildet keine Ausnahme. Hätte Frankreich nach dem Kriege gemäßigtere Männer an der Spitze gehabt, die aufrichtigen Herzens den Frieden gewünscht und redlich darauf hingearbeitet hätten, der allgemeine Friede wäre längst zur Tatsache geworden. Man kann es mit Recht bezweifeln, ob es in der Geschichte des Menschengeschlechtes je einen günstigeren Augenblick zur Begründung eines dauernden Friedens gegeben hat als nach Abschluß des Waffenstillstandes im Jahre 1918. Und sogar seitdem hat sich immer wieder die Gelegenheit biete, wenn auch die günstigste Gelegenheit verflüchtigt worden war. So, sogar heute noch, nach so vielen friedensfeindlichen Handlungen, wäre der Friede nicht unmöglich, wenn nur Frankreich den Frieden wollte und in seinen Forderungen nur einigermaßen mäßig u. vernünftig wäre. Denn die Sehnsucht der Völker nach Frieden ist so groß, daß sie um feinstenwillen gerne große Opfer auf sich nehmen.

Aber die gemäßigten, friedliebenden Männer wurden Frankreich nicht beschieden. Die gleichen Männer, welche den großen Krieg geplant und vorbereitet, welche durch ihre Propaganda die fieberhafte Begeisterung für den Krieg angezündet hatten, blieben an der Spitze der Regierung. Unermüdeter Stolz und unaussprechlicher Haß gegen Deutschland, das einst Frankreich gebemüht hatte, waren und sind die Triebfeder ihrer Handlungen. Den ersten Platz unter ihnen nimmt Poincaré ein, der eigentliche Urheber des Weltkrieges, der als Premier schon zum tausendvierten Male die Geschichte Frankreichs leitet. Er ist es vor allem, der fortfährt, Haß zu säen, und die Welt nicht zum Frieden kommen läßt. Es heißt, daß jede Nation jene Herrscher erhält, deren sie würdig sei. Sollte man gewungen sein, Frankreich nach seinen Herrschern innerhalb der letzten 30 Jahre und besonders nach Poincaré zu beurteilen, so müßte man wahrhaftig an der Zukunft Frankreichs verzweifeln. Es mag der fortgesetzten Dohlpolitik Poincaré's gelingen, die Welt in noch größerem Elend zu stürzen, als er es im Jahre 1914 tat. Europa und die übrige Welt mag dadurch an den Abgrund des Verderbens gebracht werden — der sichere Untergang aber wird dann Frankreich treffen, das schon heute, trotz allen Allianzen und Ententen, keinen Freund mehr auf Erden besitzt.

Hat Frankreich wirklich keine Männer, welche Poincaré und seinesgleichen ersetzen könnten? Fast möchte es so scheinen; denn auch er ist schon einmalmal von dem Tode seiner Macht herabgefallen. Aber immer wieder scheint das französische

Volk zu denken, daß bloß der Haupt- urheber seines Elendes berufen und Scheitern sei, dieses Elend zu beseitigen, das er selbst geschaffen hat. Und so kehrt er nach jedem Sturze seiner Regierung wieder zur selben zurück, und manchmal sogar in vermehrter Stärke. Poincaré selbst natürlich hält sich auch für unentbehrlich, ihm scheint keine eigene Politik, die absolut keinen Kompromiß kennt, für die einzig zuträglich und einzig patriotische. Und so war er stets bereit, zur „Rettung“ seines Vaterlandes einzuspringen. Auch hält er an seiner Stellung fest wie ein Raubtier, das sich auf seine Beute gestürzt hat.

Vor einigen Monaten war durch die Resignation der radikalen Minister eine Krisis eingetreten. Das Kabinett mußte abtreten. Poincaré aber erhielt den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden, und bereitwillig unterzog er sich dem Auftrage. Die Furcht, daß nur Poincaré den gefährdeten Franken retten könnte, ließ alle Franzosen sich für ihn beugen. Eben jetzt ist seine Stellung wieder fast unfallbar geworden. Es handelte sich um eine verhältnismäßige Kleinigkeit, nämlich um die Aufhebung von Beamtengehältern. Sowohl die Mitglieder seines Kabinetts als der Senat weigerten sich, dem Standpunkte des Premiers sich zu beugen. Bei der Abstimmung, bei welcher seine eigenen Minister Stellung gegen ihn nahmen, wurde Poincaré's Ansicht und Wunsch mit 140 gegen 107 Stimmen abgelehnt, und 60 Senatoren enthielten sich der Abstimmung. Bis her hatte der Premier immer auf eine Mehrheit von 100 Stimmen rechnen können. Er

achte auch Niene, den logischen Schluß aus der Abstimmung zu ziehen und abzutreten, ließ sich jedoch von den Ministern, die auch ihre Posten nicht verlieren wollen, leicht und gerne überzeugen, daß sein Verzicht unerföhrlich wäre, und entschloß sich, im Amte zu bleiben.

Das war kurz vor Weihnachten geschehen, und während der Ferien schien alles wieder ruhig geworden zu sein. Aber Frankreich ist ein Hegenkessel für sich selbst, in dem es gewaltig brodelt. Gar manches hat sich innerhalb mehrerer Monate ereignet, wodurch das Land in große Aufregung versetzt wurde, besonders die Wirren in Elhof, das sich in seinen gegenwärtigen Verhältnis zu Frankreich gar nicht mehr heimlich Mühe. Für all das muß natürlich Poincaré die Verantwortung tragen, und seine Stellung wird immer schwieriger. Bei Beginn einer der letzten Debatten, in deren Verlaufe er starke Angriffe erwarbete, erklärte er der Opposition, er werde am Staatsruder aussteigen u. bloß einem direkten Mißtrauensvotum weichen. Unter gewöhnlichen Umständen könnte sich Poincaré nicht mehr halten. Aber wie ihn früher der gekürbelte Franken hielt, so hält ihn jetzt die Reparationsfrage, die am 15. Februar vor die Kommission zu Paris kommt. Er bleibt also, u. ein Vertrauensvotum von 325 gegen 251 Stimmen bestätigte es. — Jetzt folgt Deutschland, was es bei der Beratung über Reparationen zu erwarten hat. Es ist immer Poincaré's heißester Wunsch gewesen, Deutschland in der einen oder anderen Weise zu Tode bluten zu lassen.

Was könnte wohl einem Prohibitionsprediger Schlimmeres passieren, als daß ihm nachgewiesen würde, er sei betrunken gewesen? oder gar, daß er ein Gewohnheitsstrinker sei? Dadurch wäre er als ein Heuchler entlarvt — sein Einfluß wäre mit einem Mal entchwunden und er wäre gezwungen, sich anderweitig, vielleicht gar durch ehrliche Arbeit, einen Lebensunterhalt zu suchen.

In der Welt ist nicht nur, wie die hl. Schrift sagt, die Zahl der Lören, sondern auch die Zahl der Heuchler unendlich groß. Das kommt viel leicht auf dasselbe hinaus. Jeder Heuchler — d. h. jeder, der durch solches Spiel den Glauben erregt, er besitze eine Tugend, die zu üben er sich aber keine Mühe gibt — ist sicherlich ein Lör. Denn er erkennt die Bortrefflichkeit der Tugend und die Verwerflichkeit des entgegengesetzten Lasters; er gibt sich alle Mühe, den falschen Glauben an seine Tugendhaftigkeit zu erregen und aufrechtzuerhalten; diese Mühe ist oft viel größer als die Mühe, welche die Übung der Tugend selbst erfordern würde; dabei schmeißt er in beständiger Furcht, entdekt und bloßgestellt zu werden, abgesehen davon, daß er stets ein böses Gewissen mit sich herumträgt. Welche größere Torheit läßt sich denken?

Die Welt ist der wahren Tugend, wenn ihr dieselbe auch noch so sehr imponiert, niemals hold. Die Tugend wurde zu jeder Zeit der Weltgeschichte verfolgt. Die Welt kann den lebendigen Tadel, den jeder Tugendhafte ihr gegenüber darstellt, nicht ertragen. Das ist auch ein Grund, warum sie immer damit beschäftigt ist, die Heuchler zu ent-

## Lehren und Weisungen der österreichischen Bischöfe über soziale Fragen der Gegenwart.

(Fortsetzung)

Aber das Christentum spricht nicht weniger von den Pflichten des Eigentums und auch darin stimmt es mit den Lehren der Volkswirtschaft überein, die sagen, daß Eigentum nur insoweit gerechtfertigt sei, als es seine wirtschaftliche Aufgabe erfüllt. Teile von deinem Besitze dem Nächsten mit — mahnen schon die Apostolischen Konstitutionen — und nenne nichts dein unbedingtes Eigentum, denn alles ist ein Geschenk Gottes, welches allen Menschen dienen soll. Wie könnte anders die Ernährung des ganzen Menschengeschlechtes hergestellt werden als durch solche Pflichten des Eigentums an Grund und Boden? Der hl. Augustinus sagt: „Fremdes Eigentum behältst du zurück, wenn du Heberflüssiges zurückbehältst.“ Und der hl. Chrysostomus verlangt immer wieder: „Doch sich der Reiche, daß sich der Besitzer nur als ein eifriger und guter Verwalter der von Gott ihm anvertrauten Güter ansehe und bewahre.“ Diese Auffassung und nur sie gleicht die Ungleichheit, die aus der Menschenvwelt nie verschwinden wird, aus. „Arme und Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beide geschaffen“ — sagt die hl. Schrift (Eph. 2, 2), und das wird immer so bleiben. Es können bei der Ungleichheit der Menschen nicht alle zugleich und nicht alle in gleicher Weise besitzen. Aber nach dem Willen Gottes soll es sein, daß die rechte Verwaltung und die rechte Verwendung des Eigentums dazu diene, ein einigendes Band zwischen den Gliedern der Gesellschaft zu schlingen, statt daß das Eigentum eine Quelle der Herwürfnisse in der Menschenvwelt sei. Mit Recht warnt daher das Christentum vor den Gefahren des Reichtums. Christliche Gesinnung sagt mit dem Wuche der Sprichwörter: „Armut und Reichtum gib mir nicht, o Gott, doch ich nicht etwa zu fett werde und sage: Wer ist der Herr? Oder aus Armut zum Stehlen geneigt werde u. falsch schwöre bei dem Namen meines Gottes“ (Eph. 30, 8, 9).

Der Reichtum ist nicht schon selbst Sünde, aber er wird zum ungeredeten Mannan, wenn er durch Uebervorteilung anderer Menschen entsteht oder in Ungerechtigkeit sich bestärkt. Der Reichtum übt einen heimlichen Zauber aus, denn er eröffnet den Weg zu allen sinnlichen Genüssen der Erde, er verleiht eine wirtschaftliche Macht, er führt zur politischen Herrschaft und dies umsomehr, je größer die Herrschaft der Staaten ist. Er verblendet die Herzen der Menschen, daß sie auf die ewigen Güter vergessen und dann kommt über solche Menschen wie die hl. Schrift von dem irdisch gesinnten Juden sagt, ein „Geist der Betäubung“. „Ihre Augen werden trübe, daß sie nicht mehr sehen, ihr Müden wird gekrümmt, daß ihr Blick nur der Erde zugewendet wird, und der Tisch wird ihnen zur Schlinge und zum Fangnetz, zum Falle und zur Vergeltung“ (Röm. 11, 8—10). Der Bistropostel bezeichnet die Habgucht „als eine Wurzel aller Uebel“, weil sie zu Gierigkeit und Grausamkeit führt und die Ursache aller sozialen Missetaten ist. Darum warnt der Heiland so eindringlich vor den Gefahren des Reichtums. Nach seinem Urteil ist der Reichtum auch heute den

Dornengestrüppe gleich, in welchem der Same des göttlichen Wortes erstickt (Matth. 13, 7). Er mahnt auch heute noch immer wie ebendies: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Rost und Motte sie verderben; sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motte sie verderben und wo Diebe nicht einbrechen und sie stehlen“ (Matth. 6, 19). Das Wort ist wahr, auch wenn an Stelle von Rost und Motte die Geldentwertung tritt und der Diebstahl durch ungerechte Bankrottationen und Börsenmanöver ausgeübt wird. Den Reichen von heute würde der Heiland sagen: Was nicht es euch, wenn ihr die meisten Aktien der Großunternehmungen in der Industrie besitzt, weitergeweitete wirtschaftliche Kongerne schafft, Montanwerke euren Besitze einberleibt, die Kohlenlieferungen beschert, Zeitungsunternehmungen euch verschafft, welche eure Büchergeschäfte in aller Welt befördern, durch euer Geld die Wahlen beeinflussen und die Parlamente wie die Staatsregierungen euch dienstbar macht und so das ganze öffentliche Leben zu beherrschen trachtet — was nützt euch das alles, wenn ihr an der Seele Schaden leidet und den Himmel verliert und wäre es, daß euch nur eine einzige Seele darüber zugrunde ginge (Matth. 16, 26). „Wehe euch, ihr Reichen, ihr habt schon euren Tröst!“ (Luk. 6, 24). „Ein Reicher wird nur schwer in das Himmelreich eingehen“ (Matth. 19, 23). Der Heiland freit dafür die Selig, die ihr Herz frei machen von der Abhängigkeit an die irdischen Güter und die allen Besitz nach den Absichten Gottes verwenden in Unterordnung unter das ewige Ziel. Diese sind in Wahrheit die Armen um Geiste (Matth. 5, 12).

3. Das Christentum verkündet die Würde des Christen und predigt heilige Gemeinschaft.

Der Mensch ist „ein Bild und Heildnis Gottes“ (Gen. 1, 26) u. berufen zur Ähnlichkeit Gottes, bestimmt, „ein Erbe Gottes und Mit-erbe Christi“ (Röm. 8, 17) zu sein. Er ist darum ausgestattet mit der Fähigkeit des Rechtes und der Würde der Persönlichkeit. Er ist unantastbar in seinen Rechten und unverkäuflich in seiner Würde. Heilig ist sein Recht auf das Leben schon vom ersten Augenblick des Daseins an, heilig sein Anspruch auf alle Möglichkeiten der Erde, den Himmel zu erwerben. „Hierin“, sagt der hl. Paulus, „ist kein Unterschied. Alle Menschen haben einen und denselben Herrn, der seinen Reichtum allen mitteilt, die ihn anrufen; denn wer immer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden“ (Röm. 10, 12, 13). Jeder Christ ist be- rechtigt, den allmächtigen ewigen Gott Vater zu nennen. „Durch den Glauben an Jesus Christus seid ihr alle Kinder Gottes“ (Gal. 3, 26). „Da gilt nicht mehr Jude oder Heide“ — sagt der Apostel — „nicht mehr Knecht oder Freier, nicht mehr Mann oder Weib. Ihr seid alle eins in Christus Jesus“ (Gal. 3, 27). In dieser Gleichheit vor Gott ver- schwinden alle Unterschiede. Der Bistropostel würde heute sagen:

Bei Gott ist kein Unterschied zwischen der Seele des Arbeitnehmers und der Seele des Kapitalisten.

(Fortsetzung auf S. 8.)

## Aber so was!

luden. Dadurch befreit sie nicht nur sich selbst von unangenehmen Vuhpredigern, sie leistet wenn auch ohne die geringste Absicht, auch der Tugend einen großen Dienst. Indem sie nämlich den Wölfen den Schaafpelz abreißt, fördert sie die Sache derer, die Gott „wie Schafe mitten unter die Wölfe sendet“ (Matth. 10, 16).

Kanfas ist in den Ver. Staaten, was Prohibition anbetrifft, einer der allertugendhaftesten Staaten. Schon in frühen Zeiten — schon vor etwa 50 Jahren — da die große Welt von Prohibition noch gar nicht träumte, hat Kanfas die Prohibition zum Staatsgesetz erhoben. Es hat all diese Jahre hindurch den Kampf fast allein gestämpft; denn es waren nur noch zwei andere Staaten, in welchen Prohibition Gesetz war, und einer derselben war zu weit entfernt, um Kanfas Unterstützung angeben lassen zu können. In diesem Kampfe hat Kanfas Helden und Heldinnen hervor- gebracht, unter denen Carrie Nation bei Beginn dieses Jahrhunderts sich besonders auszeichnete. Mit einem Worte, wenn die Ver. Staaten heute allgemeine Prohibition haben, so verdanken sie das in erster Linie dem Staate Kanfas.

Unter allen Ruhmesblättern in der Geschichte von Kanfas ist der Kampf um die Hochhaltung der Prohibition dasjenige, das jeder echte Kanfaser für das glorreichste hält. Und nun kommt ein gewisser William G. Shephard und verkehrt einen böswilligen Artikel, in welchem er nachzuweisen sucht, daß Prohibition in Kanfas immer die reinste Heuchelei gewesen sei. Darin be-

schäftigt ist, die Heuchler zu ent-

(Fortsetzung auf Seite 8.)